



FRÄNZI – FORUM

FRANZISKANER GYMNASIUM



THE SPINNER TAKES IT ALL

Unsere Hassliebe zum www

REPORTAGE 1 DAS FG HALL

SEITEN 2-3

REPORTAGE 2 SCHULE IM KRANKENHAUS

SEITEN 6-7

EINDRÜCKE I PILGERREISEN

SEITE 9

EINDRÜCKE II ARBEITEN IN NIGERIA

SEITEN 10-11

ERLEBNIS EINE WOCHE „AFZACK“

SEITE 12

IMPRESSUM

SEITE 10

Lächerlich. Nein, eigentlich eher ekelhaft. Kopfschüttelnd schaue ich auf mein Handy. Dieser Typ stellt sich tatsächlich dar, wie er Dom Perignon in seine Blumen schüttet. Um reich zu wirken. Um Likes zu kriegen. Auf dem nächsten Bild seine Rolex, ein paar Hunderter und lauter Wodka- und Champagnerflaschen. Wieder auf dem nächsten verbrennt er diese Hunderter. „Mein Ding“, steht darunter. Mit lachendem Smiley. Das gibt es ja nicht. Einige tausend Likes kriegt er pro Beitrag. 50.000 Abonnenten. Er stellt seinen Reichtum – ob dieser echt ist oder nur um der Aufmerksamkeit willen inszeniert, sei dahingestellt – auf jedem seiner Bilder dar. Und die sieht dann die ganze Welt. Er folgt den Trends nach und schafft neue. Er inszeniert auf jedem seiner Bilder die pure Dekadenz. Kann man es ihm verdenken?

Er ist, wie ich, ein Kind des westlichen Kapitalismus. Auch er erntet die Früchte des Aufbaus einer stabilen Wirtschaft. Auch er ist, im Gegensatz zu den vorigen Generationen, ohne Feindbild aufgewachsen. Und vielleicht ist genau das unser Problem. Wir sind eine Generation, die aus einem Umbruch entstanden ist. Wir haben keine wirklichen Probleme. Unsere Eltern hatten den Kalten Krieg, unsere Großeltern den Zweiten Weltkrieg. Und alles, was wir haben, ist unser Smartphone. Fluch und Segen zugleich. „Das Smartphone kann zu Abhängigkeit führen, das Smartphone kann durch Strahlen...“ Wir kennen die Diskussionen. Doch die eigentlichen Probleme des Smartphones und der sozialen Netze sind lächerlich. Nicht lächerlich klein oder lächerlich unbedeutend. Einfach lächerlich. Der Mann, der filmt, wie er den Champagner in die Blumen schüttet. Das ist doch lächerlich. Der Typ, der so tut, als sterbe er gerade auf offener Straße, und dann war's aber doch nur ein Prank (wie es Neudeutsch heißt), die Elfjährige, die ein Model sein will und sich andauernd mit den neuesten „Looks“ postet, der nächste, der seine

Schuhsammlung von 400 Paar im Internet zeigen muss. Ist das nicht alles lächerlich? Ja, es ist ekelhaft, wenn man sieht, dass die Leute, die sich einmal um diese Welt kümmern sollten – denn momentan sieht's ja wirklich nicht so gut aus – sich mit so viel Geld darstellen müssen, dass auch nur ein Bruchteil davon ebendiese Welt ein Stück besser machen könnte. Es ist lächerlich, wie die Oberschicht von morgen ihre kindische Selbstverwirklichung mit jedem teilen muss. Um aber noch einmal auf die vorhin gestellte Frage zurückzukommen: Kann man es ihnen verdenken?

Nein. Denn ein Mensch macht nur so lange Blödsinn, wie ihm dabei zugesehen wird. Wir alle, ich auch, sind daran schuld, dass diese Lächerlichkeiten in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind. Auch ich bin daran schuld, dass solche Instagram-Stars für immer mehr Jugendliche zum Vorbild werden. Ich, der ich den Mann mit der Champagnerflasche so sehr verachte. Ich, der ich nichts von den Trends, die zu nichts führen, halte. Ja, ich. Denn auch ich schaue mir diese Beiträge an. Ich like sie vielleicht nicht. Aber ich schenke ihnen, auch mit diesem Artikel, Aufmerksamkeit. Warum haben sie so viele Likes? Weil sonst nichts auf der Welt los ist. Oder wir zumindest für den Moment nichts Besseres zu haben scheinen als Dom-Perignon-Gartenbewässerer. Ekelhaft. Nein, eigentlich eher lächerlich.

Alexander von Walther (5. Klasse)



FRÄNZI AUSTRIA

Auf Stippvisite im Brüdergymnasium in Hall

So nah, und doch so fern – so in etwa ist oftmals die Wahrnehmung von uns Fränzi, wenn es um unser Brüdergymnasium in Hall in Tirol geht. „Höchste Zeit, daran etwas zu ändern!“, hat sich Tobias Gruber gesagt – und hat sich Anfang Dezember frühmorgens via FlixBus und Bahn auf den Weg gemacht, um die Nordtiroler Kollegen einen Tag lang durch ihren Schulalltag zu begleiten.

Die Morgendämmerung weicht langsam dem Tag und ein idyllisches „Winter Wonderland“ erscheint. Leise rieselt der Schnee. Das Bild wäre nahezu perfekt und verträumt, wäre da nicht die Stimme einer Professorin, die etwas über den lateinischen indirekten Fragesatz, der in der deutschen Sprache mit dem Konjunktiv I wiedergegeben werden müsse, erzählt. Es ist erstaunlich still in der Klasse. Ein Fakt, der dem Montagmorgen geschuldet ist, wie sich später herausstellen wird. Plötzlich steht ein Schüler auf und geht einfach aus der Klasse. Ohne ein Wort zu sagen. Reaktionen seitens der Lehrer oder der Mitschüler gibt es keine. So etwas scheint hier ganz normal zu sein.

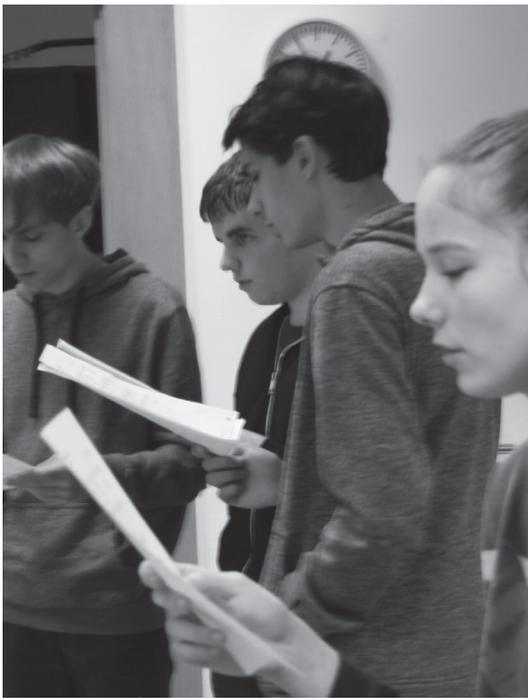
„Ähnlich“ heißt nicht „gleich“

„Hier“ bedeutet am Franziskanergymnasium Hall, an dem ich heute, am 4. Dezember, nach einer längeren Bus- und Zugfahrt pünktlich zu Schulbeginn angekommen bin. Es handelt sich dabei um eine Privatschule mit Öffentlichkeitsrecht. Konkret heißt das, dass die Schule staatlich gültige Zeugnisse ausstellen darf, von öffentlicher Hand finanziert wird und sich dafür an alle gängigen Gesetze bezüglich Schulordnung, Stunden, Lehrplan, etc. halten muss. Der Franziskanerorden ist Träger der Schule und sorgt dafür, dass franziskanische Werte vermittelt werden. Damit ist sein Einflussgebiet aber auch schon erschöpft.

Die Frage, ob noch Patres im Schulalltag zu finden sind, bejaht Direktor Sailer: „Es sind noch drei: Zwei, die Religion unterrichten und einer, der ausschließlich für die Seelsorge an der Schule zuständig ist.“ Der Seelsorger ist allerdings nicht der einzige Unterschied zum Bozner Franziskanergymnasium: Unsere Schwesternschule ist nicht nur ein klassisches Gymnasium, sondern seit 2009 auch ein Realgymnasium und bietet den Schülern somit eine größere Auswahl an Fächern. Altgriechisch zählt aber nicht dazu. Es ist bei den Kollegen in Hall nämlich ausgestorben. „Die Nachfrage war einfach nicht mehr da.“, erklärt Direktor Sailer.

Wie bei uns dürfen mittlerweile Jugendliche aller Konfessionen und Glaubensrichtungen die Schule besuchen, müssen aber an einem ihrer Bekenntnis entsprechenden Religionsunterricht teilnehmen: Der Schulleiter bringt das Beispiel zweier buddhistischer Schüler, die für den Religionsunterricht nach Innsbruck fahren und dann mit einer Bescheinigung des dortigen Lehrers wieder in Hall auftauchen müssen. Ab einer Mindestanzahl von 3 Schülern muss der Unterricht gesetzlich direkt an der Schule angeboten werden. Getaufte können zwischen dem katholischen und dem evangelischen Religionsunterricht wählen.





„Alle Bozner können singen“

Zurück in der Klasse

„Die Rolle der Frau“ steht in Großbuchstaben auf einer Mappe. Das behandelt also gerade eine der Siebten Klassen. In Latein. Interessant. Hier verfolgt man den Ansatz, die Aussage antiker Textvorlagen mit zeitgenössischen Haltungen zu vergleichen. „Ding, ding, dong“, ertönt die Schulglocke, die die nächste Schulstunde einleitet. Eine Gruppe von vier Jungs spielt noch mit einer Plastikflasche Fußball, als der Philosophie- und Psychologielehrer die Klasse betritt. Die Autorität des ruhigen, sympathisch wirkenden Mannes mit Vollbart reicht aus, damit die Schüler verstummen und auf ihre Plätze gehen. Den Großteil der Stunde wird aus einem Buch gelesen. Thema sind die äußeren Bedingungen, unter denen das menschliche Gehirn am besten arbeitet. Während eine Schülerin liest, fällt mir plötzlich auf, dass die Schülerkonstellation mittlerweile eine andere ist als während der Lateinstunde. Warum das so ist, erklärt man mir anschließend. Die Schüler haben nämlich die Möglichkeit, zwischen optionalen Fächern zu wählen und sich den Stundenplan individuell zusammenzustellen. So kann jeder Schüler seinen persönlichen Interessen ein Stück weit nachgehen, und außerdem sorgt der Personenwechsel den Schultag hindurch für frischen Wind. Ziemlich cool eigentlich.

Infrastruktur

„Dong, dong, ding“, leitet der Gong die nächste Pause ein. Ein Schüler, nennen wir ihn Luis, zeigt mir die verschiedenen Räumlichkeiten, die

das Franziskanergymnasium in Hall zu bieten hat. Als Besonderheiten fallen mir vor allem die Kaffeeautomaten in der Eingangshalle, an denen es für 70 Cent gut 200 Milliliter Kaffee gibt, und Räumlichkeiten wie ein Schwimmbad oder ein Meditationsraum auf. Luis klärt mich auf, dass das Schwimmbad nur für den Unterricht der sogenannten Unterstufe (10-14jährigen) im Unterricht genutzt wird. Anders der Meditationsraum: Er ist für alle Schüler zugänglich, wenn Bedarf nach Ruhe und Innigkeit besteht. Luis kniet sich demonstrativ nieder, während er das alles erklärt. Irgendwie erinnert dieser Meditationsraum an das, was bei uns in Bozen mit der Freundschaftskapelle versucht worden ist. Vielleicht wäre es wieder an der Zeit, dieses Angebot auch bei uns neu zu lancieren.

Musik? Logisch!

Die Pause ist zu Ende. Luis geht mit ein paar anderen in den Zeichenunterricht, während rund die Hälfte der Schüler bleibt. Sie haben Musik, ein Fach, das bei uns in der Oberschule komplett verschwunden ist. Dieser Unterricht gliedert sich hier in zwei Schulstunden und somit auch meistens in zwei Teile. In der ersten präsentieren vier Schüler jeweils zu zweit Ikonen der Musikgeschichte. Der Gong läutet die zweite Stunde ein. Die Schülerschar bewegt sich in den Musikraum, um Weihnachtslieder zu singen. Mit dem Kommentar „In Bozen können alle gut singen!“, fordert mich der Musiklehrer auf mitzusingen. Ich folge der Anweisung und beende den Schultag, indem ich John Lennons „And so this is Xmas“ krächze. Zumindest einen Bozner, der nicht singen kann, scheint es zu geben. Trotzdem schade, dass sich dieses Fach nicht in meinem Stundenplan findet. Dem Selbstverständnis der klassischen Bildung zufolge müsste der Musikunterricht, gerade mit Blick auf die klassischen Fächer, dort eigentlich einen Fixplatz haben. Na ja, vielleicht fällt jemandem bei der nächsten Schulreform ja ein, dieses Postulat zu äußern, statt sich über Dinge den Kopf zu zerbrechen, die für den Unterricht und die Schüler oftmals recht irrelevant sind. Es läutet zum letzten Mal. Ich drücke meinen Schulkollegen für einen Tag die Hand und mache mich auf den Weg nach Hause. Draußen rieselt immer noch der Schnee. Ich gehe durch die Eingangshalle, hole mir noch schnell einen Kaffee und stapfe dann zum Bahnhof. In etwas mehr als drei Stunden bin ich wieder zu Hause. In meiner Schule und meinem Schulsystem. Und während ich im Zug sitze, grüble ich ein wenig darüber nach, wieviel Hall ich in Bozen möchte.

Tobias Gruber (7. Klasse)

REPORTAGE I

DISPATRIO SCHOLASTICO

Ein Jahr auf der anderen Seite

Drei Schüler, Sarah Plaschke, Daniel Comploj und Matthäus Berger, verbrachten ihr viertes Oberschuljahr an einer italienischsprachigen Schule: Sarah verschlug es nach Trient, während ihre beiden Klassenkameraden Daniel und Matthäus das Liceo Carducci besuchten. Dieses Austauschjahr wird bei Jugendlichen der vierten Klassen immer beliebter, da es – so erhoffen es sich die Auswanderer – ihren Horizont erweitert und ihre Kenntnisse der italienischen Sprache verbessert.

Von wegen Australien, Amerika, Asien – Austauschjahr geht auch ganz einfach. In nur ca. 15 Minuten kann man in eine völlig neue Welt kommen – diese Zeit braucht man nämlich, um vom Franziskanergymnasium zum italienischen Liceo „Carducci“ zu kommen. Aber gerade weil es so nahe ist, stellen viele keine besonders hohen Erwartungen an ein Austauschjahr in Bozen, denn sie meinen, alles schon zu kennen. Einige der gängigsten Vorurteile haben Sarah, Daniel und Matthäus aus der heurigen Octava auf ihren Wahrheitsgehalt überprüft, die allesamt letztes Jahr bei unseren italienischen Kollegen zu Gast waren.

Vormittags chillen, nachmittags pauken

Sarah möchte diese Aussage präzisieren. Einerseits stimmt sie zu, dass bei den Italienern der Vormittag recht druckfrei vonstatten gehen kann. „Druckfrei“ bezieht sich dabei aber keineswegs auf schulische Leistungen, sondern auf den Stress, jede Aussage eines Lehrers auf Papier festhalten zu müssen.



Das Liceo „Carducci“ in Bozen

Verdanken können das die Schüler der Möglichkeit, die besprochenen Inhalte in Büchern nachzulesen oder selbst zu erarbeiten.

Andererseits liegt es dank eben dieser Bücher am Schüler selbst, wann (und ob) er den Unterrichtsstoff erarbeitet. Diese Freiheit hat Sarah besonders geschätzt, da sie es ihr ermöglicht hat, eine eigene Lernmethode zu entwickeln. Sie hat sich nämlich das Beste aus beiden Welten ausgesucht, und so schreibt sie jetzt mit ihrer eigenen Systematik mit, verschafft sich aber auch durch Bücher ergänzende Einblicke. „Ohne die Erfahrung mit beiden Unterrichtsmethoden wäre ich nie auf diese effektive Art zu lernen gekommen“, meint sie.

Non fare il tedesco!

Mit offenen Armen empfangen? Ja, dem stimmt Daniel zu. Dennoch fühlte er sich im ungewohnten Klima der neuen, größeren Schule trotz freundlicher Aufnahme durch seine Mitschüler etwas verloren. Was ihm sonst noch besonders aufgefallen ist, war das typische System „all’italiana“. Unangekündigte Projekte, Lehrer, die fehlten und spontane Freistunden, deretwegen Schüler kurzerhand heimgeschickt wurden, waren keine Besonderheit und somit auch nicht großartig thematisiert. Diese entspannte Haltung gründet laut Daniel eben auch in der Tatsache, dass italienische Schüler wie Lehrer in solchen Belangen grundsätzlich etwas lockerer seien, was für ihn durchaus nicht negativ zu sehen ist. Dennoch bemerkt er, dass einige Dinge nicht funktionieren, weshalb er nun so manche „verklemmte“ Regelung am Franziskanergymnasium umso mehr schätzt.

Immer nur Bozen

Seit 18 Jahren lebt Matthäus in Bozen. Dennoch hat er mit seinem Austauschjahr sein Umfeld teilweise ganz neu erlebt. „Man glaubt, alles schon zu kennen, aber mit dem Schulwechsel gerät man in eine Art Parallelwelt. Ich habe Menschen getroffen, die 200 Meter von mir entfernt wohnen und mit denen ich mich jetzt super verstehe, die ich aber sonst nie kennen gelernt hätte.“ Ihm ist aufgefallen, „wie verknüpft alles ist“: Bei zahlreichen neuen Bekanntschaften merkt man in einem „Bam-Moment“, wer alles wen kennt.

Neue Schule, neue Welt. Zuweilen gibt es „auf der anderen Seite“ enorme Unterschiede zu den Gepflogenheiten bei uns, und so manche Unterrichtsmethode in einer italienischen Schule kann einen deutschen Schüler vor den Kopf stoßen. Bei einem anderen kann sie hingegen einschlagen. Um es mit Sarahs Worten zu sagen: „Es ist, als würde man sich die Rosinen aus dem Kuchen herauspicken. Aber nur dadurch, dass man beide Welten kennengelernt hat, weiß man, was die Rosinen sind.“

Sophie Baumgartner (8. Klasse)

Elisabeth Munter (3. Klasse Mittelschule)

DIE QUAL MIT DER WAHL

Wählen mit 16

Es ist Sonntag, der 8. Oktober 2017 – eine Woche vor der Wahl. Hannah öffnet den großen, weißen Umschlag, der an sie adressiert ist. Es ist nicht irgendein Umschlag, nein, er ist von der Republik Österreich. Darin befindet sich ihr amtlicher Stimmzettel und das dazugehörige beige Wahlkuvert – ihre Möglichkeit, durch eine Briefwahl an der österreichischen Nationalratswahl 2017 teilzunehmen. Trotzdem sie erst 16 Jahre alt ist, gehört sie wie Simon, der wie sie die 6. Klasse bei uns besucht, zu den 6.400.993 Wahlberechtigten in Österreich.

Andere Länder, andere Wähler

Beide sind nämlich österreichische Staatsbürger, und weil 2007 bei unseren nördlichen Nachbarn das aktive Wahlalter von 18 auf 16 Jahre herabgesetzt wurde, dürfen sie jetzt wählen.

Welcher Partei wollen Hannah und Simon ihre Stimme geben?

„Ich habe für mich all die Parteien ausgeschlossen, die mich nicht angesprochen haben, und danach einfach die Partei ausgewählt, die meine Ansichten am besten vertritt“, meint Hannah. Als Vorbereitung dienten ihr die Diskussionen im Fernsehen. Auch Simon hat sich durch ein Ausschlussverfahren für „seine“ Partei entschieden. Er ist vor allem über Nachrichten zu seiner Entscheidung gekommen.

Auf die Frage, ob es sinnvoll sei, mit 16 schon wählen zu können, sagt Simon: „Ich freue mich darauf, Verantwortung zu übernehmen. Deswegen bin ich definitiv der Meinung, dass es so gut ist.“ Auch Hannah ist dieser Ansicht: „Die

Jugendlichen bekommen ein Mitspracherecht in der Politik. Ich finde es schade, wenn manche von ihnen diese Chance nicht nutzen wollen.“

Das erste Fazit

Letztendlich hat, wie bekannt, die ÖVP mit einem Prozentsatz von 31,5% vor der SPÖ (26,9%) und der drittplatzierten FPÖ (26,0%) die Wahl gewonnen. Weitere Parteien im österreichischen Nationalrat sind die NEOS und die Liste PILZ. Zufrieden mit diesem Ergebnis sind beide Erstwähler nicht. Sowohl Simon als auch Hannah finden, dass die FPÖ zu viele Stimmen bekommen hat. „Meiner Meinung nach sind die Inhalte, die sie vertritt, falsch und subtil rassistisch“, sagt Simon dazu, „und auch Kurz hat zu viel polarisiert und die gleichen Dinge angesprochen wie die FPÖ. Er hat die Stimmen der Leute bekommen, weil er es verstanden hat, ihre Ängste zu schüren.“ Hannah findet es außerdem schlecht, dass die großen Parteien nach wie vor die meisten Stimmen bekommen und die kleinen dadurch schlechte Chancen haben, es in den Nationalrat zu schaffen. „Und genau die kleinen Parteien sind die, die mich eher ansprechen, da die großen die immer gleichen Themen aufgreifen und nicht offen für Veränderung sind.“

Für Hannah allerdings gibt es bereits im Frühjahr 2018 die nächste Möglichkeit, sich politisch zu betätigen, denn dann stehen in Nordtirol die Landtagswahlen an – darauf muss der Halbvorarlberger Simon noch bis 2019 warten.

Franziska Forsythe (4. Klasse)

Hannah Forsythe und Simon Knoll sind auf den erstenn Blick Schüler wie alle anderen auch – und doch haben sie ihren Schulkollegen etwas voraus. Die beiden Absolventen der 6. Klasse besitzen nämlich auch die österreichische Staatsbürgerschaft und durften deshalb diesen Herbst anlässlich der Nationalratswahlen zum ersten Mal ihre Stimme abgeben. Dieser Beitrag berichtet über ihre Erfahrungen als Erstwähler im zarten Alter von erst 16 Jahren.



Simon und Hannah beim „Faktencheck“

LERNEN AM LIMIT

Über einen Schulalltag unter Extrembedingungen

Schule ist nicht immer leicht, schon gar nicht, wenn man auch noch mit einer Krankheit zu kämpfen hat, die eben kein harmloser Heuschnupfen ist. Sophie Baumgartner und Frayo von Gelmini haben die Schule am Krankenhaus Bozen besucht und durften den Schulalltag einer Patientin miterleben. Begleitet wurden sie dabei von der dort unterrichtenden Lehrerin Karin Vigl. Ein Ausflug in eine Welt, in der Schule einen ganz anderen Stellenwert hat.

Ich sitze am Schreibtisch in der Schule. „Russische Revolution“ lese ich im Buch, das verkehrt vor mir liegt. Die haben wir auch vor kurzem durchgenommen. Mir gegenüber sitzt eine junge Dame wie ich: Auch sie ist 2000 geboren, besucht heuer die Maturaklasse und möchte danach studieren. Medizin. „Es ist so schön, nicht das Jahr zu verlieren“, erzählt sie. Die Lehrerin steht auf, sie lässt uns alleine. „Ich mache nämlich genau den gleichen Stoff durch wie die anderen aus meiner Klasse, und das wird durch die gleichen Tests und Prüfungen überprüft.“ Frayo hat das Aufnahmegerät zum Laufen gebracht. „Abgesehen von den zwei Stunden, die ich – wenn ich es schaffe – täglich hier in der Krankenhausschule verbringe, lerne ich alles alleine zu Hause. Wenn ich Fragen habe, kann ich mit meinen Mitschülern oder meinen alten Lehrern skypen, aber den Löwenanteil leisten die Lehrer hier. Sie sind wirklich außerordentlich.“

Schule einmal anders

Sara (Name geändert) hat eine chronische Blutkrankheit. Trotzdem geht sie zur Schule: Schule im Krankenhaus. Das Recht darauf ist im Gesetz verankert. Wie dieser Unterricht erfolgt, hängt, so berichtet uns Karin Vigl, Lehrerin am Krankenhaus Bozen, vom Gesundheitszustand der Schüler ab. Manche schaffen es, für einige Zeit das Krankenhaus zu verlassen, um ihre Schule zu besuchen und dort in einem separaten Raum vom eigenen Lehrer unterrichtet zu werden. Ist dies nicht möglich, wird der Unterricht, soweit es die Technik und der Gesundheitszustand des Patienten erlauben, über Videotelefonate mit den Professoren bestritten. Manchmal, etwa für Tests und Prüfungen, kommen diese auch zum Schüler nach Hause. Diese Möglichkeiten sind aber sehr begrenzt. Wenn man mit ihnen an die Grenzen des Machbaren stößt, kommt die Krankenhausschule ins Spiel. In Absprache und ständiger Kommunikation mit der Herkunftsschule helfen die Lehrer den Patienten bei Schulaufgaben und erklären ihnen die Inhalte, wenn sie für Untersuchungen, Operationen oder Kontrollen ins Krankenhaus kommen. Wie uns Karin Vigl erzählt, kommen die meisten inzwischen auch dann, wenn nichts Medizinisches ansteht, sondern einfach nur, um zur Schule zu gehen und sich helfen zu lassen. Auch bei dem Mädchen, das uns gegenüber sitzt, ist das der Fall. „Ich möchte auf keinen Fall etwas verpassen oder

zurückfallen. Ich hasse es, wenn meine Mitschüler etwas lernen und ich hinterherhinke. Deshalb bemühe ich mich sehr und komme, wenn ich kann.“

Eine andere Welt

Damit ist Sara nicht alleine: Die Schüler der Krankenhausschule, so erfahren wir, sind sehr motiviert. Dementsprechend sind bis jetzt auch alle Schüler, die dort unterrichtet wurden, versetzt worden. Dennoch: Krank sein und lernen, das passt irgendwie nicht zusammen. Zumindest klingt es sehr anstrengend – eine psychische und physische Belastung, auf die man eigentlich gerne verzichten würde – würde man meinen. Doch weit gefehlt! „Die Schule lenkt die Kinder und Jugendlichen von ihrer Situation ab. Sie können wieder ganz normale Schüler sein, die einfach nur lernen müssen und können. Das ermöglicht eine gewisse Unbeschwertheit, die in einer solchen Situation natürlich unentbehrlich ist. Somit wirkt sich die Schule definitiv positiv auf die psychische Gesundheit der Patienten aus“, erklärt uns eine Psychologin des Hauses. Auch Saras Ärztin stimmt dem zu: „Körperliche und geistige Gesundheit hängen stark zusammen; eine Depression etwa kann eine Krankheit noch verschlimmern, und Schule kann dem entgegenwirken. Und wir möchten ja, dass es dem Menschen in seiner Gesamtheit gut geht. Auch aus medizinischer Sicht ist die Krankenhausschule daher förderlich.“

Der Raum, in dem Sara und Co. lernen, erinnert eigentlich nicht so richtig an Schule. Ein paar Computer, Bücherregale, ein runder Tisch und ein Sofa stehen da drin. Wichtiger aber als das fehlende Schulflair: Hier vergessen wir für einen kurzen Moment, dass wir uns überhaupt in einem Krankenhaus befinden. Steriler Geruch, weiße Kittel, Krankenhausbetten und Geräte? Fehlanzeige. Nichts dergleichen findet sich hier. Nur ein Detail erinnert uns daran, wo wir sind: Saras Mundschutz, der ihr Lächeln verbirgt. Da sie ja nicht im Krankenhaus wohnt und freiwillig hierher kommt, ist sie auch „normal“ angezogen, trägt also keinen Pyjama, oder Krankenhauskleidung, sondern zieht sich an, wie sich eine 18-jährige eben anzieht.

Wir sitzen am Tisch, auf dem Bücher, Hefte, eine Mappe, sowie Stifte liegen. Das erinnert uns irgendwie daran, wie unsere Schreibtische zu Hause aussehen, wenn wir unseren Lernaktivitäten nachgehen. Und dennoch: „Wenn

zwei das Gleiche tun, ist es nicht dasselbe“, hat Terenz gesagt, da ist definitiv etwas dran.

Gefühlschaos

Es ist auch definitiv etwas dran, dass man durch eigene Erfahrungen das zu schätzen lernt, was man hat. Denn manchmal merkt man erst so richtig, was Menschen durchmachen, wenn man es hautnah miterlebt. Wir haben soweit eigentlich alles erledigt und wollen aufbrechen – aber dann müssen wir unseren Start doch noch verschieben. Ein Mädchen (wir nennen es einfach Maja) feiert seinen neunten Geburtstag. Wir kommen gerne dazu, gratulieren und essen ein Stück Kuchen mit. Fast alle, mit denen wir heute gesprochen haben, sind hier versammelt, haben sich Zeit genommen und sitzen in einer fröhlichen Atmosphäre beisammen. Abgesehen von dem wichtigen Bildungsauftrag, den die Schule im Krankenhaus zu erfüllen hat (und das auf eine souveräne Art und Weise tut), merken wir, dass Traurigkeit und Sorgen hier gar nicht so viel Raum finden, wie wir uns das erwartet haben.

Bedrückung ist kein erwünschter Gast auf dieser Feier, und sollte sie es einmal hier herein schaffen, dann wird ihr kein Platz gelassen. Denn hier arbeiten Menschen, die ihre Arbeit lieben und lieben, die Räumlichkeiten mit ihren positiven Gedanken füllen und diese bestmöglich an ihre Schützlinge weitergeben. Ich komme drauf, dass es das war, was wir die ganze Zeit bewundert haben. Mit diesem Gefühl geht es wieder motiviert an unsere Schule zurück – wir wollen noch die letzte Unterrichtsstunde besuchen, denn dazu fühlen wir uns nach diesem Erlebnis irgendwie verpflichtet.

Bei Sophie ist es Physik, bei mir Englisch. Mr. Smith checkt die Anwesenheitsliste und merkt, dass ich gerade zur Klasse dazugestoßen bin. „Well“, meint er, „you came for the 6th hour, that’s pretty impressive.“ Fast hätte ich geantwortet: „Impressive ist ganz etwas anderes.“

Frayo von Gelmini (6. Klasse)
Sophie Baumgartner (8. Klasse)



REPORTAGE II

BERUF: POS(T)EN

Vom Fränzi zum Social-Media-Star

Vor einigen Jahren hat Vicky Klieber die Mittelschule an unserem Gymnasium besucht. Seither hat die junge Boznerin eine ungewöhnliche Karriere gestartet. Obwohl sie ein abgeschlossenes Architekturstudium vorweisen kann, verdient sie ihren Lebensunterhalt als Bloggerin. Marion Obkircher hat mit der jungen Frau gesprochen und Einblicke in eine Welt erlangt, die sich für uns normalerweise lediglich auf dem Bildschirm zeigt.

Pilgerreisen sind in den meisten Kulturen als spirituelle Erfahrung unabdingbar. Doch was genau animiert Menschen dazu, eine beschwerliche Pilgerreise auf sich zu nehmen? Zu diesem Thema haben wir eine Schülerin unseres Gymnasiums, zwei Franziskanerpatres sowie einen Atheisten befragt.

Wunderschöne Bilder von fernen Orten, Essen, das einem das Wasser im Munde zusammenlaufen lässt, und dazwischen immer wieder eine junge Frau, die ihr Leben in vollen Zügen genießt. Vicky Klieber (27) aus Bozen hat ihr Hobby zum Beruf gemacht. Seit fast acht Jahren berichtet sie auf ihrem Blog „The Golden Bun“ über Reisen, Mode und Essen. Dabei war das alles nicht so geplant. Die Mittelschule hat sie am Franziskanergymnasium besucht, in der Maturaklasse fing sie aus Spaß an zu bloggen. Sie wollte aber Architektin werden, hat sogar sechs Jahre Architektur studiert, ein Jahr davon in Paris, und 2016 erfolgreich ihr Masterstudium abgeschlossen. Paris, die Stadt der Lichter, hat nach wie vor einen wichtigen Platz in ihrem Herzen. Auch nach dem Jahr dort fuhr sie noch öfters hin und ist deswegen eine echte Insiderin, was die französische Hauptstadt betrifft. Sie wohnt in München und Berlin, ist jedoch auch gerne in ihrer Heimat Südtirol.

Planen ist anders

Die Liebe zur Architektur ist geblieben, die Berufsrichtung hat sich aber geändert. Vicky Klieber bloggt hauptberuflich, nebenbei ist sie Social-Media-Beraterin, Architektin und freiberufliche Hotel-, Restaurant- und Hochzeitsfotografin. Letzteres ist ihr besonders wichtig. Sie hat ihren Blog von Anfang an auf die Fotografie fokussiert. Jeder Blog, findet Vicky, hat seine eigene Stärke, die ihn einzigartig und besonders macht. Manche schreiben lieber; bei ihr sind es die Fotos, die ihren Blog ausmachen. Heute lesen ihn ca. 7.000 Menschen, bei Instagram hat sie zahlreiche Follower. Aus dem anfänglich kleinen Modeblog aus Südtirol ist heute ein bekannter und professioneller Lifestyleblog geworden, der sich in Südtirol und über dessen Grenzen hinaus etabliert hat. Sie hat unter anderem mit bekannten Marken wie MarCain oder Hunkemöller zusammengearbeitet und kann bekannte Brands wie Art Deco, Douglas und vielen weitere zu ihren Geschäftspartnern zählen.

Werben im Netz

„Die sozialen Netzwerke“, erzählt sie, „sind heute in der Bloggerwelt unverzichtbar. Facebook ist hier schon lange nicht mehr das Mittel der Wahl, Instagram ist inzwischen viel bekannter und beliebter. Mittlerweile gibt es sogar Leute, die mit Instagram alleine gut Geld verdienen können. Das funktioniert meist über Pro-

duct-placement.“ So nennt sich die gezielte Darstellung von Markenprodukten in den verschiedenen Medien, die inzwischen schon ein fester Bestandteil der Bloggerwelt ist. Die Anfragen zu Werbebeiträgen kommen über Agenturen oder über den Kunden selbst. Danach wird mit der Firma ein Konzept zur Kooperation ausgearbeitet oder es wird Vicky selbst überlassen, wie sie das Produkt präsentiert. Eine „gute Geschichte“ dahinter ist ihr besonders wichtig. Authentizität ist da das A und O. Sie würde nie, sagt sie, für etwas werben, wozu sie nicht steht oder was sie nicht gut findet.



Der Schein trügt

So schön das Leben mancher Blogger auf Social-Media-Accounts auch aussieht, perfekt ist es nicht. Als Blogger ist man viel alleine unterwegs, und ständig im Flieger zu sitzen, ist anstrengend, verrät Vicky. Weiters bleibt bei dem ganzen Herumreisen relativ wenig Zeit für Familie und Freunde. Dafür hat sie sich aber jetzt einen iCal Kalender eingerichtet, damit ihre Familie immer weiß, wann sie wo ist. Dennoch ist es schwer, Berufliches vom Privaten zu trennen, da bei einem Blog alles zusammenläuft. Es kommt aber immer darauf an, wie viel man von sich preisgibt. Letztendlich überwiegen aber die guten Seiten. Der Job mache ihr Spaß, sagt sie, und das sei die Hauptsache.

Marion Obkircher (3. Klasse Mittelschule)

DER WEG IST DAS ZIEL

Über Pilgerwege und Pilger

Seitdem der Mensch religiöse Vorstellungen hat, sucht er mystische Orte auf, an denen sich ein besonderes Ereignis abgespielt oder eine berühmte Persönlichkeit gelebt hat. Viele nehmen dabei mühevoll Märsche auf sich: Sie sehen dies als Notwendigkeit, um ihre eigenen Sünden aufzuarbeiten oder etwa einen Leidensweg wie etwa jenen von Jesus nachzuempfinden. Sogenannte Pilgerreisen werden heutzutage vor allem nach Mekka oder Jerusalem gemacht; aber auch in Europa gibt es mehrere berühmte Pilgerstätten, wie etwa Santiago de Compostela, wohin es auch Aurora Scremini aus der 6. Klasse verschlagen hat. „Meine Familie hat vor ein paar Jahren den Film „Der Weg“ gesehen und dann, letzten Sommer, haben wir den Plan effektiv in die Tat umgesetzt und sind von St. Jean Pied de Port 800 Kilometer weit nach Santiago gewandert.“

Anstrengung ganz konkret

„Ist so etwas nicht extrem anstrengend?“, ist die erste Frage, die ich ihr stelle. „Nach dem ersten Tag wollte ich aufgeben; wir waren dabei, die Pyrenäen zu durchqueren, und ich war fix und fertig“, gesteht die zierliche Gymnasiastin. Mit ihrer Familie begann sie täglich einen 40 Kilometer langen Marsch – um 5 Uhr morgens, um nicht in den Pilgerstau zu kommen. Der Pilgerstau entsteht vor allem auf den letzten 100 Kilometern vor Santiago, da dieser letzte Abschnitt von der Kirche als Pilgerreise anerkannt wird und es sich im Curriculum nicht nur vieler Spanier gut macht, diese Erfahrung vorweisen zu können. Selbstgemachte Brote waren die Verpflegung auf den langen Strecken unter der heißen Sommersonne Spaniens. „Ich habe mich irgendwie dazu berufen gefühlt, diese Reise anzutreten. Das hat mir immer wieder Antrieb gegeben.“ Geschlafen hätten sie in „albergues“, wie in Spanien Pilgerunterkünfte genannt werden. Sie werden von der Kirche geführt und kosten pro Nacht fünf bis fünfundzwanzig Euro, wobei es zwischen den „albergues“ gewaltige Qualitätsunterschiede gibt.

Spirituelle und emotionale Erfüllung

„Aber die Reise hat sich auf jeden Fall ausgezahlt und ich kann es nur jedem empfehlen; diese Erfahrung hat mich zwar Anstrengung gekostet, trotzdem habe ich viel nachgedacht und bin meiner Selbstfindung einen großen Schritt näher

gekommen. Als ich letztendlich vor dem Grab des hl. Jakobus angekommen bin, habe ich sogar vor Erfüllung geweint!“

Diese emotionale Ergriffenheit kennt auch P. Roland Faustin. Selbst er musste bei der Ankunft an der Wohnstätte des Hl. Franziskus einige Tränen unterdrücken. Zwar war der Franziskanerpater mit verschiedenen Gruppen auch schon in Lourdes, aber Assisi ist nach wie vor sein Pilgerziel Nr. 1 – den Weg nach Umbrien hat er schon 15 Mal (!) zurückgelegt. „Pilgerreisen sind für mich jedes Mal eine Zeit der Selbstfindung und Eingebung. Ich nehme dabei die Schönheit der Schöpfung mit allen Sinnen in ihrer Fülle wahr.“, meint Pater Roland dazu.

Freilich heißt das nicht automatisch, dass man als Kuttenträger zum Pilgern berufen ist. Pater Reinald etwa sagt dazu: „Ich habe nie das Verlangen gehabt, eine Pilgerreise anzutreten.“ Dies hat meinen Glauben aber auf keinste Weise gemindert!“

Ein Atheist pilgert

Aber nicht nur gläubige Menschen treten Pilgerreisen an. Auch der atheistische Mathematiker Piergiorgio Odifreddi, bekannt für seine kritische Haltung gegenüber Glaubensinhalten, trat eine Pilgerreise nach Santiago an. Sein Fazit: Selbst für einen überzeugten Atheisten ist die Erfahrung einer Pilgerreise wertvoll. Er habe, so schreibt er, „das Transzendente in der Natur“ erkannt und faszinierende Meinungen anderer Pilger kennen lernen dürfen. „La spiritualità è l'aspetto ipnotico dello spingere il fisico oltre il limite,“ antwortete er 2009 in einem Interview mit der Tageszeitung „La Repubblica“ auf die Frage, welche die Quintessenz seiner Pilgerreise sei.

Pilgern auf Südtirolerisch

Dass eine solche Pilgerreise organisatorisch aufwendig ist, insbesondere für Jugendliche, ist unbestreitbar. Doch schließlich muss es auch nicht immer Santiago de Compostela sein. P. Benedicts Wahlfach „Pilgern auf Südtirolerisch – Erkundung von alten Pilgerwegen unserer Heimat und Wanderungen zu Jakobskirchen in Südtirol“ bietet dazu im heurigen Schuljahr eine gute Alternative.

Sophia Marcadent (7. Klasse)

EINDRÜCKE I

FREMDE WELTEN

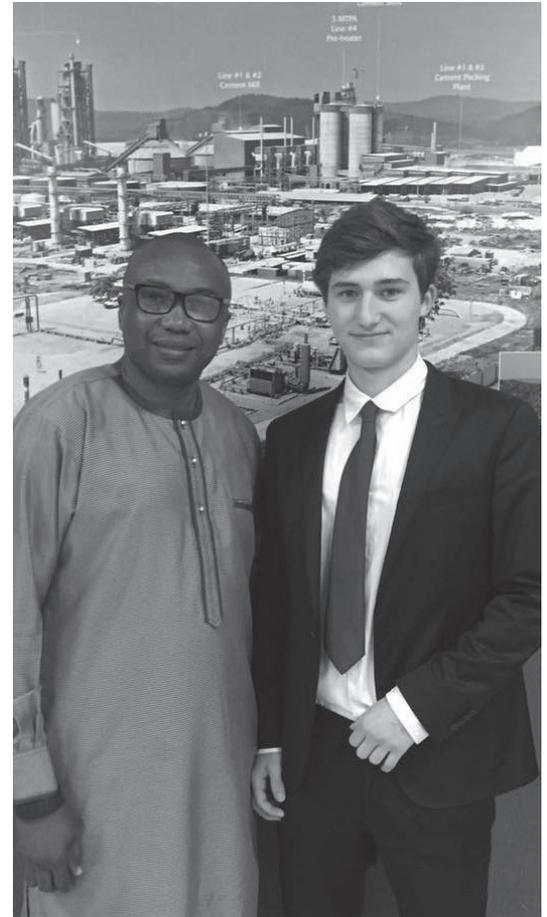
Ein Besuch in Nigeria

Im letzten Sommer hat Alexander Pinggera (8. Klasse) eine Erfahrung der besonderen Art gemacht: Er durfte sechs Wochen lang die Dangote-Group, eines der einflussreichsten Unternehmen Nigerias, von innen kennen lernen und im Head Office des Konzerns praktizieren und Erfahrungen sammeln. Seine Eindrücke und Erkenntnisse hat er für uns zu Papier gebracht.

Nigeria: Armut, Korruption, Terrorismus. Als gebildete Europäer haben wir ein aufgeklärtes Bild von afrikanischen Staaten. Nigeria, ein Staat in Westafrika, im subsaharischen Gebiet. Mit etwa 160 Millionen Einwohnern zählt er zu den bevölkerungsreichsten der Welt. Kein Land in Afrika hat in den letzten Jahrzehnten eine derart rasante Entwicklung durchgemacht. Dabei waren in diesem Zeitraum durchwegs gewaltsame Diktaturen, gestützt auf korrupte Parteien, an der Macht. Auch deshalb ist, was wir Europäer vom Land Nigeria sehen oder hören, mehrheitlich negativ. Wenn militante Truppen der Boko Haram hunderte von Schulmädchen entführen oder wenn Angriffe auf die im Süden des Landes gelegenen Erdölraffinerien hunderte Menschen das Leben kosten, dann werden wir informiert – vermutlich nur dann. Auch ich hatte dieses Bild von Nigeria – bis zum letzten Sommer, als ich das Land von einer etwas anderen Seite kennen lernen durfte.

Einmal hinter Klischees blicken

Und so verbrachte ich meine Sommerzeit in Nigerias Hauptstadt Lagos. Offiziell ist es eine 18-Millionen-Stadt, in Wahrheit leben dort aber an die 23 Millionen Menschen. Lagos zählt aufgrund seiner zentralen Lage am Meer zu den wirtschaftlich wichtigsten Knotenpunkten ganz Afrikas. Das sind natürlich die besten Voraussetzungen für Konzerne von internationalem Niveau. So auch für die Dangote Group. Von diesem Konzern hat der Durchschnittseuropäer vermutlich noch nie etwas gehört. Das hatte ich bis letzten Sommer auch nicht. Bis ich dort im Headoffice von Mr. Aliko Dangote arbeiten durfte. Mr. Aliko Dangote ist laut „Forbes“-Magazin der reichste Mann Afrikas. Die Dangote Group ist das größte wirtschaftliche Konglomerat Westafrikas und produziert alles, was man als Unternehmen produzieren kann: Von Zement, Mehl, Salz, Kohle, Stahl, Nudeln, Erdöl bis hin zu Immobilien ist im Portfolio des Imperiums alles zu finden. Kurzum: Es handelt sich um ein Businessmodell nach Diversifikation der



Alexander Pinggera mit dem Chief Officer des Treasury Departments

Megaklasse, wie wir es bis jetzt nur aus den Erfolgsgeschichten chinesischer Unternehmen kennen. In seine Betriebszahlen hatte ich selbst in der Treasury-Abteilung erste Einsicht: Bis 2012 galt Nigeria als einer der größten Zement-Importeure der Welt. Grund dafür sind die explodierenden Bevölkerungszahlen und der damit verbundene Immobilienboom. Innerhalb der darauffolgenden vier Jahre wurden neue, riesige Zementfabriken aus dem Boden gestampft, mit allem, was dazu gehört: neuen Kohlewerken zur Energieversorgung, einem internationalen

Impressum: Fränzi – Forum
Eigentümer und Herausgeber: Wolfgang Malsiner,
Fränkischgymnasium Bozen
Eintragung beim Landesgericht Bozen: Nr. 2/2003
R.ST. am 20/3/2003
Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Walther Werth

Redaktion: Lukas Oberrauch, Sophie Baumgartner,
Sophia Marcadent, Tobias Gruber, Franziska Forsythe,
Corinna Pichler, Elisabeth Munter, Marion Obkircher,
Frayo von Gelmini, Alexander Walther von
Herbstenburg, Alexander Pinggera
Druck: Ferrari Auer Bozen

Transportnetz, 16.500 Arbeitsplätzen, tausenden lokalen Händlern. Mittlerweile hat sich Nigeria als einer der größten Zementexporteure ganz Afrikas etablieren können.

Ein Land – zwei Welten

Dies ist ausschließlich das Werk eines Milliardenkonzerns: Dangote Cement. Und derartig starke Unternehmen sind in den letzten Jahren viele entstanden, hauptsächlich im christlichen Süden des Landes. Dieses Bild eines anderen Afrikas, eines Afrikas der wirtschaftlichen Großmacht, passt nicht in unsere gängige Vorstellung. Doch in Nigeria gibt es beide Seiten: Armut und Reichtum. Und dieser Unterschied ist nirgendwo größer als im Molochstaat Nigeria. Rund 110 Millionen Menschen müssen dort mit nur 0,95 Euro am Tag auskommen. Anders formuliert: 70% der Bevölkerung leben unter der Armutsgrenze. Schon die Slums in der Nähe des Internationalen Flughafens in Lagos haben eine unvorstellbare Dimension. Die ärmeren Menschen leben in Baracken über dem Wasser, umgeben von Müllbergen. Die ganzen Siedlungen sind von einem übelst riechendem Nebel überzogen. Fließendes Wasser gibt es nicht, geschweige denn elektrischen Strom. Doch mit Geld lebt es sich auch hier gut: Vom günstigeren „Mainland“ führen gut bewachte Brücken auf eine vorgelagerte Insel – eine Insel des Wohlstandes, auf der ich eineinhalb Monate verbringen durfte. Täglich schiffen Frachter reinsten goldgelben Sand aus Dubai in den Hafen von Lagos. Kilometer um Kilometer wird eine neue Insel errichtet, eine Insel für Reiche.

Von Vertrauen und Politik

Korruption ist bei den Geschäften dieser Oberschicht alltäglich. Und auch die Politiker sind in dunkle Geschäfte dieser Art involviert. Kein Wunder also, dass die Politiker in der Bevölkerung verhasst sind. Die Menschen vertrauen ihre Zukunft deshalb lieber privaten Unternehmern an. Diese Haltung findet ihren Niederschlag in der wirtschaftlichen Wachstumsrate des Landes, das seit Jahren im hohen einstelligen Bereich liegt. Im Vergleich dazu liegt das durchschnittliche Wachstum in Italien der letzten Jahre bei mageren 1-2%. „Und das alles in Nigeria?“, dachte ich mir. Ähnliche Eindrücke bekam ich auch in der Finanzabteilung der Access Bank – einer der größten des Landes. Von Bond-, Bills-, Stocks-, und Currencytrading findet man hier alles – in Milliardenumfang. Und das alles in einem Land, von dem wir Europäer, als Inbegriff einer modernen Hochkultur, ein klares Bild hatten: Flüchtlinge, die über das Mittelmeer nach Europa kommen und hungernde Kinder in Slums.



Im Head Office der Access Bank

Ein vorläufiges Fazit

Auch die weit verbreiteten Krankheiten wie Malaria haben mir als weißem Europäer zu schaffen gemacht: Durchgeimpft mit allen denkbaren Antikörpern fuhr ich bleich nach Lagos und kam kreidebleich wieder zurück. Denn braun wurde ich in Nigeria auch nicht – der Regenzeit sei Dank. Dafür hat sich mein Denken geändert. Denn die Menschen, mit denen ich in den Unternehmen arbeiten durfte, waren bestens ausgebildet, mit Abschlüssen an internationalen Universitäten. Sie haben eine unglaublich offene Weltanschauung, wie man sie auch bei uns nur selten findet. Und mit dem Wissen solcher Menschen wird auch in Nigeria selbst ein neues Bildungswesen aufgebaut: Neue Universitäten und Hochschulen sind im Entstehen. All diese Aspekte führen zu einer interessanten Schlussfolgerung: Nigeria befindet sich in einem hochexplosiven Spannungsfeld zwischen bitterster Armut und exzessivem Reichtum. Doch gerade diese zweite Seite kennen wir nicht. Dieses Land hat das Potential, über die größte Wirtschaftsmacht Afrikas hinaus, auch international eine Schlüsselrolle zu spielen – wirtschaftlich, und daraus folgend auch politisch. Die Dangote Group ist nur ein Musterbeispiel hierfür. Aber derartige Nachrichten werden in den europäischen Medien nicht verbreitet. An das Bild eines aufsteigenden afrikanischen Staates müssen wir uns erst einmal gewöhnen. An ein Nigeria der anderen Art. Nigeria: Reichtum, Wirtschaftsmacht, Zukunft.

Alexander Pinggera (8. Klasse)

VERTRAUEN IST GUT...

Eine Woche ohne Regeln

Der Pusterer und Wahlritztner Florian Pallua (29) besuchte das Vinzentinum in Brixen. Nach einem abgebrochenen Wirtschaftsstudium und einem Master in Psychologie war er bereits einige Jahre im „Sommercamp Business“ tätig, als er vor sechs Jahren gemeinsam mit Patrick Ennemoser das Projekt AFZACK ins Leben rief. Dieses Projekt richtet sich an südtiroler Oberschüler. Neben Sommercamps werden auch Winter-, Wochenendcamps und Workshops veranstaltet.

Als ich im Sommer das erste Mal an AFZACK teilnehme, weiß ich gar nicht genau, worauf ich mich einlasse. Ich weiß, dass es eine Woche lang auf eine Hütte in die Schweiz geht. Und ich habe gehört, dass es dort keine Regeln geben soll und man tun kann, was man will. Mit diesen paar Informationen und einer Reisetasche steige ich mit über 100 anderen Jugendlichen zwischen 15 und 19 in einen der beiden Busse, die uns nach Graubünden bringen werden. Im Bus ist es laut, wir hören Musik aus Boxen (was jeder Lehrer auf einer Klassenfahrt sofort verbieten würde), spielen Karten. Einige schneiden sogar Speck auf. Ich mache schon erste neue Bekanntschaften. Nach sechs Stunden Fahrt erreichen wir endlich unser Ziel (ich weiß bis heute nicht genau, wo das ist). Das heißt, nicht ganz. Da die Straße für die Busse gesperrt ist, müssen wir uns eine halbe Stunde bei gefühlt wenigen Grad über Null den Berg hinaufquälen. Doch endlich an der Hütte angekommen, tauche ich sofort in das Projekt AFZACK ein.

Anders als erwartet

Bald wird mir klar, dass AFZACK anders ist als alle Sommerangebote, die ich bisher besucht habe. „Wir wissen teilweise auch gar nicht, wie es bei anderen Vereinen abläuft“, meint Florian Pallua, einer der Gründer des Projekts. „Junge Menschen sollen sich einfach wohlfühlen und Gleichaltrige aus ganz Südtirol kennenlernen.“ Auf der Hütte gibt es keine strengen Vorschriften. Man macht, worauf man gerade Lust hat. Und wenn etwas passiert? Wenn die Jugendlichen saufen oder kiffen? Wenn eine schwanger wird? Wenn einer am Berg abstürzt oder im See ersäuft? „Natürlich besteht immer das Risiko, dass etwas danebengeht“, antwortet Florian Pallua. „Dieses besteht aber auch, wenn ich Kontrollgänge mache und Überwachungskameras aufstelle. Wir wollen es bewusst eingehen und versuchen, das Vertrauen der jungen

Menschen zu gewinnen und ihnen mit Respekt zu begegnen.“

Mehr als Spaß

Eigentlich habe ich während der Woche ohnehin keine Zeit, irgendeinen Unsinn anzustellen, so groß ist die Zahl der Aktivitäten, die fast rund um die Uhr angeboten werden: Vom Volleyballturnier über T-Shirts-Färben, Laser Tech und Partys im Keller der Hütte bis hin zu einer „Philosophendisco“ – wenn man sich nicht für alle begeistern kann, dann wenigstens für die meisten. Viel zu schnell ist die Woche um. Am 28. August heißt es Abschied nehmen, von den Schweizer Bergen, der Hütte, den neuen Freunden und schließlich auch dem Lebensstil, an den ich mich gewöhnt habe und den ich immer so weiterführen könnte. AFZACK ist für mich schon fast zu einer Lebensphilosophie geworden. Und ich glaube, da bin ich nicht die einzige. „Die Jungs und Mädels, die mit uns am Start waren, kommen immer mit einem sehr guten Gefühl nach Hause“, erzählt mir Florian Pallua. „Ihr tolles Feedback ist für uns auch das Wichtigste.“ Die beiden Busse warten bereits, als wir den Berg wieder hinabgestiegen sind. Auf der Rückfahrt ist es leise. Wer nicht schläft, döst zumindest. Zu den Freiheiten, die wir während der Woche hatten, gehörte nämlich auch, selbst zu entscheiden, wie spät man ins Bett geht. Als ich mich im Bus umsehe, fällt mir etwas auf, woran ich die vorigen Tage gar nicht mehr gedacht habe: Es ist nichts passiert. Niemand hat mir Alkohol oder Drogen angeboten. Keine ist schwanger geworden – sofern man das jetzt schon beurteilen kann. Bis auf kleine Abschürfungen hat es keine Unfälle gegeben.

Zuhause bin ich nur noch müde. Aber ich merke, dass mich diese Woche auch reicher an Erlebnissen, Erfahrungen und Erinnerungen gemacht hat. Und dass ich eines gelernt habe: Regeln und Vorschriften sind nicht immer nötig. Gegenseitiges Vertrauen und Respekt sind viel wichtiger.

Corinna Pichler (7. Klasse)



STIFTUNG SÜDTIROLER SPARKASSE

WIR STIFTEN KULTUR